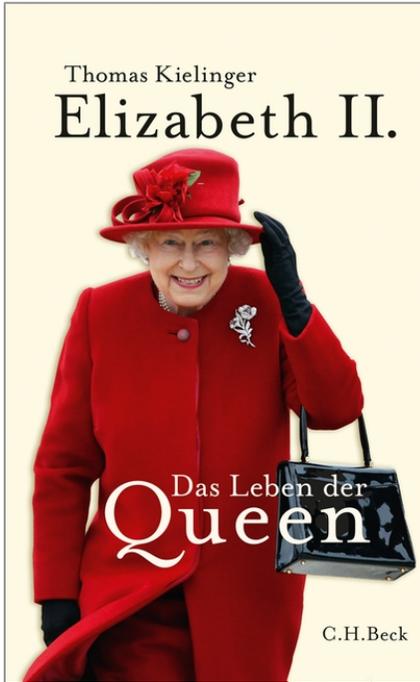


Unverkäufliche Leseprobe



Thomas Kielinger
Elizabeth II.
Das Leben der Queen

288 Seiten, In Leinen
ISBN: 978-3-406-62360-8

VI

Der König ist tot, es lebe die Königin

«Welche Formalitäten muss ich in dieser Stunde erfüllen?»

Elizabeths erste Frage an ihren Privatsekretär,
nachdem sie vom Tod ihres Vaters erfahren hatte

*«Eine Frau absolviert dies alles doch weitaus anmutiger,
als ein Mann das könnte.»*

Der Herzog von Windsor in Paris über die
TV-Übertragung der Krönung seiner Nichte

«Lametta-Schwärmereien»

Norman Birnbaum, amerikanischer Soziologe,
über den Überschwang einiger Kommentare zu Elizabeths Krönung



Bei Hofe hatte man sich auf ein Codewort geeinigt für den Ernstfall, das Ableben des lungenkranken Königs, und wie dann zu verfahren sei: «Hyde Park Gardens». Am Morgen des 6. Februar 1952 findet ein Diener, der nach alter Sitte den Monarchen mit einer Tasse Tee zu wecken hatte, diesen tot in seinem Bett vor, auf Sandringham, der königlichen Residenz in Norfolk. Und der vereinbarte Plan läuft an. «Hyde Park Gardens», informiert Sir Alan Lascelles seinen Stellvertreter Edward Ford: «Benachrichtigen Sie umgehend den Premier und Queen Mary.» Als Ford um 9.15 Uhr in der Downing Street eintrifft, hat Winston Churchill es sich in seinem Bett noch bequem gemacht beim Studium von Papieren, die wahllos auf dem Boden gehäuft sind. Auf dem Nachttisch eine Kerze, an der der große alte Mann seine Zi-

garre anglüht. «Ich habe schlechte Nachrichten für Sie, Prime Minister. Der König ist tot.» «Schlechte?», erwidert Churchill. «Die schlimmsten.» Und gibt sich ungeniert seinen Tränen hin. «Wie unwichtig doch all dies jetzt ist», kommentiert er mit großer Geste die Papierflut auf dem Boden. Später besucht ihn sein Berater Jock Colville, den der Buckingham Palast an die Downing Street abgegeben hatte, und sieht ihn, noch immer Tränen in den Augen, im Bett sitzen. Churchill: «Ich kenne sie doch gar nicht, und sie ist doch nur ein Kind.»

6500 Kilometer weiter südlich befinden sich der Herzog und die Herzogin von Edinburgh in den Aberdare-Bergen von Kenia in ihrem Gäste-Baumhaus «Treetops» und schauen versunken zu, wie Giraffen, Elefanten und andere Tiere der Savanne zur morgendlichen Tränke finden. Sowie sie zurück in der Sagana Lodge sind, meldet sich der Chefredakteur des «Nairobi Standard» telefonisch bei Martin Charteris, dem Privatsekretär der Prinzessin, und bittet um Erlaubnis, drucken zu dürfen, was er gerade über Telex erfahren hat: Der König ist tot. So waren die Sitten im Umgang mit Nachrichten aus dem Sanktuarium der Krone: Es wurde höflich angefragt, ob die Schlagzeile möglicherweise inkonveniere.

Charteris, der im Gouverneurssitz in Nairobi um Auskunft ersuchte, erfuhr lediglich, einige verschlüsselte Botschaften seien angekommen, die niemand dechiffrieren könne: Der Gouverneur war verreist. So half einzig der direkte Draht nach London, der alle Zweifel beseitigte. Charteris informierte als erstes Philip, dann dieser seine Frau, auf einem längeren Spaziergang im Garten der Sagana Lodge. Michael Parker, Philips langjähriger australischer Sekretär und freundschaftlicher Begleiter, schilderte später, der Herzog habe beim Anhören der Nachricht ein Gesicht gemacht, «als habe man die ganze Welt auf seine Schultern fallen lassen». Philip weiß sofort: Die unbeschwerte Zeit des Zusammenlebens mit «Libbet» und seiner jungen Familie ist auf einen Schlag beendet. Mehr als das: Zu der erhofften Karriere in der Marine wird es nicht mehr kommen, künftig wird es nur eine Rolle für ihn geben – Diener seiner Herrin, der Königin, zu sein. Prinz Philip hat am Vorabend seines 90. Geburtstags im Juni 2011 in einem Fernsehinterview der

BBC mit seltener Offenheit zugegeben, wie gut es der Monarchie – und ihm – getan hätte, wenn er eine erfüllte berufliche Laufbahn hätte einbringen können, «statt mit in der Welt herumzustapfen».

Elizabeth, die Nicht-mehr-Prinzessin, gab sich gefasst – ihr typisches Verhalten in allen späteren Krisenlagen, wenn sie bei der Etikette Zuflucht suchte, um mit ihren Gefühlen fertig zu werden. «Welche Formalitäten muss ich in dieser Stunde erfüllen?», war ihre erste Frage an den Privatsekretär. «Nur eine, Ma'am», erhielt sie zur Antwort: «Sie müssen unter ihren Vornamen denjenigen auswählen, mit dem Sie als Monarchin genannt werden möchten.»

Für Elizabeth Alexandra Mary Windsor keine Frage: Sie würde bei ihrem ersten, dem Rufnamen, bleiben und sich Queen Elizabeth II. nennen, in ehrendem Andenken an ihre große Vorgängerin. Ihr erster Auftritt als Königin, die überstürzte Abfahrt zum nächstgelegenen Flugfeld, zur Heimreise in ihr Reich, ist im Bild nicht überliefert. Fünf Fotojournalisten, die Kameras auf den Boden gelegt, standen Spalier vor der Sagana Lodge und verbeugten sich artig vor der abreisenden Hoheit, ergriffen von einer anderen Pflicht als der des berufsbedingten Voyeurismus. Es war eine andere Zeit.

Harold Nicolson notierte am 6. Februar in seinem Tagebuch: «Prinzessin Elizabeth fliegt heute von Kenia zurück. Sie wurde Königin auf dem Hochsitz eines Baumes in Afrika, während sie Naschörnern beim Trinken zusah.» Auch William Shawcross, der Historiker, kann sich der Besonderheit dieses Bildes nicht entziehen. «Elizabeth ist die einzige Frau, die wir kennen», schreibt er in «Queen and Country», «die Prinzessin war, als sie auf einen Baum stieg, und Königin, als sie wieder herunter kam.»

In der britischen Kontinuität gibt es – mit Ausnahme der Zeit des Interregnums unter Oliver Cromwell im 17. Jahrhundert – keinen monarchiefreien Tag. Beim Tod eines Papstes muss erst ein Konklave zusammentreten, um den neuen Pontifex zu wählen, vorher ist sein Name der Spekulation anheimgegeben. Anders in England: Am Tag des Todes eines Herrschers tritt der designierte Erbe automatisch an die Stelle des Vorgängers. Der Kronrat ruft auch sogleich am Todestag im Beisein des Nachfolgers dessen Namen feierlich aus, was in Elizabeths Fall ohne sie geschehen musste,

denn sie befand sich auf dem Heimflug nach England. Es war zum ersten Mal nach 200 Jahren, dass die Proklamation nicht in Gegenwart des neuen Monarchen stattfand.

Bei der Ankunft in Heathrow am 7. Februar erblickte die Königin als erstes die Reihe der schwarzen Dienstmoussinen, von denen die beiden Mädchen, Margaret und sie, untereinander immer nur als «die Leichenwagen» sprachen. «Schau mal, sie haben die Leichenwagen geschickt», sagt sie zu ihrer mitreisenden Cousine Pamela Mountbatten, als die Maschine ausrollt. Bei der Queen muss man auf die Zwischentöne achten, sie drückt sich gerne indirekt aus. So enthielt der Satz über die Leichenwagen nicht nur ein Lamento über ihren mit 56 Jahren allzu früh verstorbenen Vater, es war auch ein Begleitkommentar zum Ende ihrer eigenen unbeschwerten Jugend. 25 Jahre alt, musste sie Abschied nehmen von mehr als nur dem Vorgänger auf dem Thron.

«Gottlob, dass wir noch Churchill haben», lautete die landläufige Meinung nach dem unerwartet plötzlichen Tod des Monarchen; Winston Churchill war nach der verlorenen Unterhauswahl von 1945 sechs Jahre später wieder in die Downing Street zurückgekehrt. Die Macht seiner Worte, das Elixier des Widerstandes im Krieg, wurde nun zur Quelle tröstender Zuversicht für eine trauernde Nation. An die wendete er sich übers Radio noch am Abend des 6. Februar in warmherzig-realistischen Worten: «Der König wandelte mit dem Tod an seiner Seite, als sei der Tod ein Gefährte. Am Ende kam der Tod als Freund, nach einem glücklichen Tag mit Sonne und Jagdsport.» George VI. war, was inzwischen jedermann wusste, am Nachmittag des 5. Februar noch auf Hasenjagd gewesen, ehe er, offenbar zufrieden mit dem Ergebnis, zu Bett gegangen war; in den frühen Morgenstunden ereilte ihn eine Embolie – dass er an Lungenkrebs litt, hatte man der Bevölkerung vorenthalten. Churchill schloss in seiner Radio-Botschaft mit einem Blick nach vorn und zurück, Vergangenes und Zukünftiges in den Blick nehmend, wie es seine Art war: «Ich, dessen Jugend noch der illustren, unangefochtenen und friedlichen Größe der viktorianischen Ära angehörte, fühle einen Schauer, wenn ich erneut das Gebet und die Hymne aufrufe: «God save the Queen.»»

Am Tag danach legte der große Redner im Unterhaus nach: «Sie kommt auf den Thron in einem Moment, da eine gemarterte Menschheit unsicher zwischen Weltkatastrophen und einem goldenen Zeitalter balanciert [...] Lasst uns hoffen und dafür beten, dass das Nachrücken Königin Elizabeths II. auf unseren alten Thron ein Signal sein wird, das wie ein glückhaftes Licht die menschliche Szene erhellt.» Hintergrund dieser gewaltigen Worte waren die ersten Erfahrungen mit Atomwaffen und dem Wettrüsten zwischen den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges um den Besitz dieser neuen Machtinstrumente. Großbritannien zündete noch im August 1952 in Westaustralien seinen ersten atomaren Sprengkopf, die Sowjetunion folgte 1953 mit dem ersten Test einer Wasserstoffbombe, die USA 1954 mit dem ihren. Auch der Koreakrieg warf seine Schatten – die erste Amtshandlung der neuen Königin bestand darin, einem ihrer 12 000 in Korea kämpfenden Soldaten den höchsten Tapferkeitsorden, das Victoria Cross, zu verleihen.

Die junge Queen wird sich ihren Teil gedacht haben bei solchen Redewendungen, wie Churchill sie gebrauchte, als sei er mit ihnen geboren. Es entsprach nicht ihrem eigenen, eher simplen Stil. Aber sie empfand gerade deshalb besondere Zuneigung zu ihrem ersten Premier – es sollten elf weitere folgen –, der ihr, aus alter Zeit kommend, eine lebende Brücke zu den Geheimnissen der englischen Geschichte bauen konnte, ein Anschauungsunterricht, der hervorragend ergänzte, was Sir Henry Marten ihr vor dem Krieg in der Theorie beigebracht hatte. Churchill liebte es, mit Geschichte und seinem eigenen Lebensweg darin zu jonglieren; schließlich hatte er noch 1898 an der letzten Reiterattacke der englischen Armee gegen den aufständischen Mahdi im Sudan teilgenommen und unter allen Monarchen seit Königin Victoria militärisch gedient, was hervorzuheben er nicht müde wurde. «Ich diente unter der Ururgroßmutter der Queen, unter ihrem Urgroßvater, ihrem Großvater, Vater und jetzt ihr», brachte er im Mai 1953, zwei Wochen vor der Krönung, stolz in Erinnerung. Er verkörperte Kontinuität, die er in einer früheren autobiografischen Skizze «den eigentümlichsten Vorzug und die vornehmste Eigenschaft des englischen nationalen Lebens» genannt hatte.

Der alte Mann und die junge Königin begegneten sich fast in Ehrfurcht voreinander, er wegen ihrer Ausstrahlung und ihres Lerneifers, sie wegen seiner illustren Vita. «Ich kenne sie doch gar nicht, und sie ist doch nur ein Kind»: der Satz war vergessen. Jugend und Unschuld waren auf Alter und Erfahrung gestoßen, das ergänzte sich gut. Die regelmäßigen Treffen mit ihrem Premier waren für Elizabeth II. «always such fun», wie sie später gestand, wohingegen er einmal die Frage, worüber sie gesprochen hatten, spöttisch abwiegelte: «Oh, über Pferderennen.» Als Churchill 1955 zurücktrat, schrieb ihm die Queen voller Bedauern, sie werde vor allem die wöchentlichen Audienzen mit ihm vermissen, die für sie so instruktiv und, «wenn man das von Staatsgeschäften sagen kann, so unterhaltsam» waren.



Aber der Premierminister war für seine Monarchin die größte Hilfe in einer weniger unterhaltsamen als vielmehr heiklen Frage, die Staatsräson betreffend: Wie sollte der Nachname der neuen Herrscherfamilie lauten? Uncle Dickie, Admiral Lord Louis Mountbatten, Philips Quasi-Adoptivvater, hatte nach dem Tod von George VI. frohlockt: «Jetzt regiert das Haus Mountbatten!» Er war dabei von der Annahme ausgegangen, der Landesbrauch, wonach bei einer Eheschließung die Frau und die gemeinsamen Kinder den Namen des Mannes übernehmen, werde auch bei seinem Neffen gelten. Die Frage war nicht akut, solange Elizabeth und Philip als «Her Royal Highness Princess Elizabeth, the Duchess of Edinburgh» und «His Royal Highness, the Duke of Edinburgh» durchs Leben gingen, mit Charles und Anne als Prinz und Prinzessin ohne Nachnamen. Mit «Königin Elizabeth» änderte sich die Lage grundlegend.

Eine mächtige Lobby baute sich gegen Mountbatten als Herrschernamen auf. Sie reichte von Queen Mary über das Kabinett, das Parlament bis hin zu Churchill selber und fand in ihm den entschiedensten Befürworter einer Beibehaltung des Namens Windsor. Churchill war erbost, wie Mountbatten überhaupt habe anneh-

men können, die Weichenstellung aus dem Jahr 1917, als George V. den Weg aus der deutschen Peinlichkeit zum englischen «Windsor» fand, könne niemals rückgängig gemacht werden. Er stärkte den Rücken der Königin, die genauso dachte. Und so gab der Kronrat im April 1952 bekannt, Elizabeths Familie werde künftig den Namen Windsor führen.

Philip ging auf die höchste Palme, das Alphetier in ihm, der Navy-Macho, fühlte sich gedemütigt. «Ich bin eine verdammte Amöbe», ließ er hören, «der einzige Mann im Land, der seinen Kindern nicht seinen Namen geben darf.» Dabei hatte doch Elizabeth bei der Trauung laut altem Brauch versprochen, ihrem Mann «zu gehorchen». Über solche Petitessen setzte sich die Staatsräsön hinweg, zu Philips großem Verdruss. Zwischen ihm und seiner Frau kam es zu Spannungen, die sich lange nicht legen wollten. Die Queen versuchte es mit Appeasement, übertrug Philip wichtige Zuständigkeiten, die sein erhitztes Mütchen würden kühlen können, so hoffte sie zumindest. Darunter – fatalste aller Entscheidungen – die Erziehung von Prinz Charles, sodann das Management der königlichen Schlösser in Sandringham und Balmoral, wo sich Philip, nach Meinung von «Elizabeth the Queen Mother» – wie die Mutter jetzt hieß –, «aufführte wie ein deutscher Junker».

Noch zu Lebzeiten von George VI. war Philip vom König selbst die Reorganisation des Buckingham Palastes anvertraut worden, was dem umtriebigen Herzog aber schon damals nicht genügte. So erhielt er zusätzlich, ganz im Sinne der «Welfare Monarchy», die Leitung eines gemeinnützigen Großprojekts, der National Playing Fields Association (NPFA), deren Auftrag es war, grüne Spielflächen vor allem rund um Sozialwohnsiedlungen anzulegen, damit die Kinder zu sinnvoller Freizeitbetätigung in frischer Luft fanden und nicht kostbares offenes Gelände mit neuen Bauvorhaben zugepflastert würde. Ein nach den klaustrophobischen Kriegsjahren besonders dringliches Anliegen, das Philip mit seiner gewohnten Energie anpackte. «Ich möchte Ihnen versichern», kündigte er bei der ersten Komiteesitzung, die er leitete, an, «dass ich nicht die Absicht habe, hier einen Ölgötzen abzugeben.» «Bloody workaholic», kommentierte ein Mitarbeiter, «der Mann weiß nicht,

was eine Pause ist.» Das könnte man fast noch heute von dem nunmehr 90-Jährigen sagen.

Man vergisst bei der Hyperaktivität, in die sich der Herzog in seinem kommenden Leben stürzen sollte, welch schwieriges Standing Philip bei Hofe hatte. Nicht nur wegen des Argwohns, der ihm als Erben ohne Land und Vermögen, noch dazu aus deutschem Stamm, entgegenschlug. Eine für ihn undurchdringliche Schicht von Bürokratie hatte sich um die Zentralfigur, seine Frau, gelegt – Privatsekretäre, stellvertretende Privatsekretäre, Hunderte von Hofbeamten mit spezifischen Aufgaben in der höfischen Rangordnung, die keine Rolle für ihn vorsah. Kein Vergleich zu der Zeit, als Prinz Albert, der Gemahl Königin Victorias, dieser zur Seite stand. Albert war Victorias Auge und Ohr, der Manager ihrer öffentlichen Angelegenheiten, Privatsekretär und Leiter ihres Büros in einem. Für solche Aufgaben kam Philip einhundert Jahre später nicht in Frage. Der Hof hatte sich verdichtet in einer strengen Hierarchie, der gegenüber der Ehemann immer ein Außenseiter blieb. Auch ließ sich die Queen von ihrem Mann nicht in die *red boxes* hineinsehen. Ordnung muss sein, Etikette erst recht. So suchte sich Philip zur Kompensation seine eigenen Betätigungsfelder, wo er nicht mehr drei Schritte hinter der Monarchin gehen musste, sondern selber Takt und Tempo der Gestaltung bestimmte.

Übrigens erzielten er und sein Onkel in der Namensfrage wenigstens ein spätes Unentschieden: Die Regierung, dazu sanft angestoßen von Elizabeth selber, gab im Februar 1960, kurz vor der Geburt von Prinz Andrew, bekannt, alle Mitglieder der königlichen Familie, die nicht in der unmittelbaren Thronfolge stünden, sollten künftig den Doppelnamen Mountbatten-Windsor tragen. Tatsächlich übernahmen sogar Andrew und seine ältere Schwester Anne für sich diese Regelung und unterzeichneten ihre jeweiligen Heiratsurkunden als «Mountbatten-Windsor». Die «Amöbe» aber blieb für alle Zeiten in der Erinnerung aufbewahrt.

Die Queen gab Philip auch die Oberaufsicht über die Vorbereitungen zu ihrer Krönung, die man spät anberaumte, für den 2. Juni 1953; es war der Tag vor dem Derby, dem Höhepunkt der Pferderennsaison. Alles musste von Grund auf neu entworfen wer-

den, es gab keine Schubladenpläne wie 1936, als lange vor der Abdankung Edwards die Organisation für die Krönung im Mai 1937 angelaufen war, sodass Stanley Baldwin sein berühmtes Bonmot anbringen konnte: «Same date, different King» – dasselbe Datum, nur ein anderer König. Für Churchill war der Juni 1953 obendrein eine politische Deadline: Vorher wollte er auf keinen Fall als Premierminister abtreten, was viele dem 1874 geborenen, inzwischen gesundheitlich angeschlagenen Regierungschef nahezulegen begannen. Unruhig scharfte sein designierter Nachfolger Anthony Eden mit den Füßen – umsonst: Die Krönung der jugendlichen Elizabeth, seiner gelehrigen Herrin, wollte Churchill nicht als Pensionär erleben. Tatsächlich hielt er sich noch bis fast zwei Jahre danach in seinem Amt.

Elizabeths Doppelrolle als Staatsoberhaupt und junge Mutter löste eine Reihe besorgter Betrachtungen aus. Die National Federation of Women's Institutes, der Dachverband der Frauenorganisationen des Landes, verfasste sogar eine Resolution des Inhalts, die Nation solle sich «bemühen, unsere geliebte junge Königin nicht überzubeanspruchen, im Gedanken daran, dass sie auch noch Pflichten hat als Frau und Mutter». Das medizinische Establishment stimmte zu. Im «Lancet», der Fachzeitschrift des Ärzteverbandes, plädierte man dafür, die Queen müsse sich aus der Öffentlichkeit heraushalten dürfen, «solange ihre Kinder jung sind». Es sei wichtig, dass sie ihre Familie an die erste Stelle setze, «zum Schutz ihrer Gesundheit und Vitalität».

Doch die Königin folgte diesen Ratschlägen nicht, aus ihrem Pflichtbewusstsein, fast einem Pflichtfatalismus, heraus. Gegenüber der BBC, die 1992 unter dem Titel «Elizabeth R» einen Film über ihre ersten 40 Thronjahre drehte, gab sie ein bezeichnendes Bekenntnis ab: «Mein Vater starb viel zu jung und ganz plötzlich. Es kam darauf an, das Beste aus dem zu machen, was in meinem Vermögen stand, und die Tatsache zu akzeptieren, dass dies jetzt mein Schicksal war.» Da sprach eine Frau, die sich im Gefolge der Abdankungskrise von 1936 entschlossen hatte, die Pflichten gegenüber dem Amt an die oberste Stelle ihrer Prioritäten zu setzen. «Ich dien», wie sie in der Kapstadt-Ansprache in Erinnerung gerufen

hatte. In ihrer ersten Weihnachtsansprache als Monarchin griff sie den Gedanken der «Verpflichtung» aus dieser Rede wieder auf und ersuchte das Gebet ihrer Zuhörer, «dass Christus mir Weisheit und Stärke geben möge, die feierlichen Versprechen einzulösen, die ich bei meiner Krönung geben werde.»



Churchill hatte den richtigen Einfall: Er ordnete an, vor der Krönung die Rationierung von Süßigkeiten und Schokolade zu beenden. Der Gaumen sollte nachschmecken, was das Auge zu sehen bekommen würde: ein Festival britischer Exklusivität, mit der ganzen Welt als Zaungast. So konnte im Juni 1953 das Medium Fernsehen seine globale Rolle antreten: Die Krönung und der Festumzug durch die nieselregennassen Straßen Londons, kulminierend mit der Szene auf dem Balkon des Buckingham Palastes, wurde das erste Megaspektakel der Fernsehgeschichte, 300 Millionen Menschen in aller Welt nahmen an ihren Geräten teil, in Großbritannien stieg die Zahl der TV-Besitzer über Nacht von einigen Hunderttausend auf vier Millionen an. Wer nicht im Besitz eines Fernsehers war, fuhr oder radelte zu Freunden, um das Ereignis live verfolgen zu können. Wir Heutigen, die per Mausclick zu sehen bekommen, was an den vier Enden der Welt gerade geschieht, können uns kaum mehr vorstellen, wie das im Juni 1953 in der Morgenröte des Fernsehens war: Zum ersten Mal in der Geschichte erhielten damals diejenigen, die bei einem Ereignis nicht physisch dabei waren, die Chance, ihr Empfinden mit denen zu teilen, die es tatsächlich selber sahen.

In Paris verfolgte es ein Exkönig, der nicht eingeladene Herzog von Windsor, um beeindruckt von seiner Nichte zu kommentieren: «Eine Frau absolviert dies alles doch weitaus anmutiger, als ein Mann das könnte.» Cecil Beaton, dem wir einige der eindrucksvollsten Fotos von diesem Tag verdanken, beschreibt Elizabeths prunkende Erscheinung in seinem Tagebuch hübsch süffisant als «Hochzeitskuchen in Bewegung». Wenn man sich in späteren Generationen gegenseitig fragte: Wo warst du bei der Ermordung



Ein «glückhaftes Licht», das «die menschliche Szene erhellt»:
Elizabeth II. auf der Fahrt zu ihrer ersten Parlamentseröffnung,
4. November 1952

John F. Kennedys? Beim Fall der Mauer? Am Tag von Prinzessin Dianas Tod? Wo am 11. September 2001?, so hieß es nach 1953: Wo warst du bei der Krönung von Queen Elizabeth? Zumal am Tag zuvor noch eine historische Nachricht die Welt erstaunt hatte: die Erstbesteigung des Mount Everest durch den Neuseeländer Edmund Hillary und seinen nepalesischen Scherpa Tenzing Norgay.

Auch Christian Dior, berühmter Modedesigner, gab sich berührt und gerührt von dem königlichen Ereignis in London: «Die Krönung der jungen Elizabeth hat nicht nur die Briten, sondern seltsamerweise auch die Franzosen mit neuer Hoffnung, neuem Optimismus für die Zukunft erfüllt.»

Dabei war es zunächst alles andere als ausgemacht, dass das Fernsehen bei einer so heiligen, symbolgesättigten Handlung überhaupt anwesend sein könne. Elizabeth stellte sich strikt dagegen – in seiner Anfangszeit galt das «telly» als schrecklich gewöhnlich, eine Vulgarisierung, vor der man das Königtum bewahren müsse. Selbst Philip an der Spitze des Organisationskomitees, sonst Neuerungen gegenüber eher aufgeschlossen, teilte die Abneigung seiner Frau. Der Erzbischof von Canterbury wetterte gegen diese «massenproduzierte Form der Unterhaltung, potentiell eine der größten Gefahren für die Welt». Wenn an irgendeiner Stelle etwas schief gehen würde mit der Zeremonie – sollte das dann live überall verfolgt werden können? Die Berichte über Königin Victorias Krönung anno 1837 machten die Runde, einen berühmten hatte die junge Königin selber aufgeschrieben: wie der 82-jährige Lord Rolle beim Anstieg der Treppen zur Huldigung seiner Herrscherin ins Stolpern kam und herunter purzelte und wie die Königin aufstand und ihm bei seinem zweiten Versuch entgegenkam; oder wie der Erzbischof den eigens für Victorias kleinen Finger gefertigten Krönungsring ihr unter großen Schmerzen auf den vierten Finger nötigte, von wo sie ihn später nur mit Hilfe von eisgekühltem Wasser frei bekam.

Aber die Organisatoren begingen einen Fehler und gaben bereits im Oktober 1952 bekannt, dass es eine Krönung ohne Fernsehen sein solle. Das gab den Medien Gelegenheit zum Protest. Sie drehten stark auf und verurteilten einhellig diese «dumme Entscheidung», sei doch das Fernsehen geradezu prädestiniert, die Verbundenheit zwischen der Krone und den Menschen herauszustellen. An diesem Casus wurde zum ersten Mal und sogleich musterhaft deutlich, wie fast plebiszitär die Medien sich in die Entscheidungen des Hofes einzumischen verstanden und diesen zwingen konnten, sie zu revidieren. Solche Kollisionen zwischen Mediende-

mokratie und Königshaus sollten Elizabeth zeit ihrer Amtszeit begleiten. Das konnte bis zur Gehemmtheit auf Seiten der Queen führen, wie sich 1997 nach dem Tod der Prinzessin von Wales, ihrer Schwiegertochter Diana, zeigte, als sie für die Erschütterung der Nation zunächst keine Worte fand. Aber wie damals lenkte die Queen auch 45 Jahre zuvor am Ende ein – in beiden Fällen war der Druck der veröffentlichten Meinung zu groß geworden. Das Diktat gegen die TV-Übertragung der Krönung wurde aufgehoben. Elizabeth ist selten die Erste auf dem Weg zu Neuerungen, aber sie hat immer verstanden nachzugeben, wenn es unumgänglich wurde.



[...]